

# DER ZUSTAND DER GEGENWARTSSPRACHE

## Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache

Erwartungsgemäß war das Interesse der Öffentlichkeit und der Medien an der Jahrestagung 1989 des Instituts für deutsche Sprache (21. 2.–23. 2. 89) größer als in den letzten Jahren. Dies mag drei Gründe haben: Erstens war das IDS im Herbst 1988 mit den »Vorschlägen zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung« bereits in die Schlagzeilen gerückt. Zweitens war mit dem 25jährigen Jubiläum des IDS ein besonderer Anlaß gegeben. Drittens war das Thema der Jahrestagung von besonderem Interesse für eine Öffentlichkeit, die, wie mir scheint, zunehmend sprachsensibel und sprachkritisch geworden ist.

Vielleicht mag sich mancher Apologet des »Sprach«- und »Kulturverfalls« von den Tagungsbeiträgen auch Wasser auf seine Mühlen erhofft haben. Eine Hoffnung, die sich vor allem wohl an den Themenbereichen »Sprache in der Politik« und »Sprache im Fernsehen«, am Vortrag von Horst Sitta zum »Sprachstand von Gymnasialabsolventen und Studenten« oder an dem von Alois Brandstetter über »Qualitätsverlust und -konstanz in der Sprache« festgemacht haben dürfte.

Zu einem regelrechten Pressewirbel führte denn auch die AP-Meldung, die die Thesen von Erich Straßner zur Sprache im Fernsehen kolportierte, noch bevor die Podiumsdiskussion zu diesem Thema stattgefunden hatte. Der »Angriff« auf der deutschen Fernsehzuschauer liebste Kinder, auf die »Showmaster«, ebenso wie der »Angriff« auf die Sprache geliebt-ungeliebter bundesdeutscher Politiker konnte der öffentlichen Aufmerksamkeit gewiß sein. Nur war dies keine Bestätigung des Vorurteils vom »Verfall« der deutschen Sprache als solcher, sondern eine differenzierte Kritik des Sprachverhaltens bestimmter sozialer Gruppen. Solche »Äußerungskritik« im konkreten Fall ist wohl sinnvoller als unisono in den Chor einzustimmen, es stehe schlimm um die deutsche Sprache.

So ergab sich besonders nach den Analysen des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten am zweiten Tagungstag und nach den Vorträgen von Horst Sitta (Zürich), Alois Brandstetter (Klagenfurt) und Leslie Seiffert (Oxford) am dritten Tag das

differenzierte Bild einer lebendigen, weil innersprachlich vielfältigen, nicht »monolithischen« deutschen Sprache. (Spricht nicht auch der öffentliche Streit um »brisante« Wörter eher für die Lebendigkeit des Mediums Sprache als für dessen »Verfall«?)

Auch das Sprachvermögen von Gymnasialabsolventen und Studenten – so berichtete Horst Sitta aus einer Züricher Untersuchung – habe gegenüber früher nicht nachgelassen. Wenn man etwa auf die zunehmenden Rechtschreibfehler hinweist, so muß man bedenken, daß die Schulaufsätze auch länger geworden sind, also viel mehr Wörter und damit mehr Möglichkeiten des Fehlermachens enthalten.

Richtig ist, daß die Sprachkompetenz vieler Menschen heute oft nicht mehr ausreicht, um allen kommunikativen Anforderungen in einer immer komplizierter werdenden Gesellschaft gerecht werden zu können. Hier ist sicherlich auch für den Bereich der Sprache zu fordern, was für andere Lern- und Lebensbereiche längst akzeptiert ist: Lernen – und eben auch sprachliches Lernen – ist nicht mehr auf eine bestimmte Phase des Lebens zu begrenzen, sondern als lebenslanges Lernen zu verstehen.

Hilfreicher als das fast immer unbegründete Lamento, früher sei alles – und eben auch die Sprache – besser gewesen, wäre wohl eine eingehendere linguistische Untersuchung der Verständigungsprobleme in einer immer unübersichtlicher werdenden Medienlandschaft, eine Analyse der sprachlichen Möglichkeiten der optimalen Übermittlung von Information und Vermittlung von Wissen ebenso wie der Möglichkeiten zur »zwischenmenschlichen« und interkulturellen Verständigung jenseits der elektronischen Informations- und Kommunikationstechnologien.

Die Zeit, in der sich Schüler mit den Klippen der Rechtschreibung herum-schlagen müssen, könnte sinnvoller für die Entwicklung gesellschaftlich bedeutsamer kommunikativer Fähigkeiten sowie für die Erweiterung der Schreib- und Lesefähigkeiten genutzt werden. Zu lernen gibt es wahrlich genug.